

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

17)

Roman von C. Diebig.

„Und soll ich krepieren wie ein Dorsch auf dem Trodenen!“ — Sörensen schlug auf den Tisch — „Erdmann hat recht!“ Sein blondes Friesengesicht verfinsterte sich. „Und wir werden auch kein Vaterland haben. Aber, Levmer duad us Slaab! Schönredner und Lügner sind wir nicht. Sie haben mich aus Schleswig-Holstein meerrumschlungen hinausbugliert, wie schon einen andern, größeren Dichter vor mir — aber meine Zeit wird auch kommen!“ Er setzte sich fest und zuversichtlich hin, der Stuhl knackte unter ihm.

„Der friesische Diakopp!“ Heider lachte; das Gespräch war ernst geworden, er bemühte sich, ihm eine heitere Wendung zu geben. „Ritter“, wie sie bei uns am Rhein sagen, „wat fällt dich ein?“ „Bleib' uns mit der Politik vom Leibe!“ Er hielt sich die Ohren zu, als der andere erwidern wollte. „Ich will nichts hören, stör' mich nicht!“

Zu einer Kette füg' ich Lied an Lied,
Von jungen Mädchen, wenn sie still erröten,
Von jämalen Gräbern, wo der Klieder blüht,
Von blauen Wünschen, die im Wind verwehen,
Von Regennächten, da ich wachend lag,
Von Lüssen, die ein Hauch herbeigetragen,
Von Träumen und von Nachtigallenlag
Und einer Sehnsucht, ach, nicht auszulegen...

Heiders Organ klang voll und weich, er sprach mit einem melodischen Rhythmus; wie Musik, in einer zarten Schönheit, schwebten die Verse hin! Er heftete die Augen auf Elisabeth. „Und einer Sehnsucht, ach, nicht auszulegen!“ Leise wiederholte Marie Ritter die letzte Zeile.

Eine traumhafte Stimmung sank auf alle nieder. Da — plötzlich ein Ruf: Nebenan ein Kinderrei: „Mutter!“

„Heidi ist aufgewacht!“ Marie Ritter war aufgesprungen. „Entschuldigen Sie mich!“ Sie hatte sich an Elisabeth gewendet, ein leises Rot war in ihre Wangen gestiegen; ihre Augen sahen offen in des Mädchens verwundertes Gesicht.

Mit einem Lächeln hatte sie gesagt: „Mein Kind ruft mich!“

VII.

„An was denken Sie?“ fragte Jakob Heider, als sie die Treppe des Großgörschen-Bahnhofs hinaufstiegen.

„Ich?“ Elisabeth fuhr aus tiefem Sinnen auf und sah in seine Augen. „Verzeihen Sie, ich weiß oft nicht, wo ich bin!“ Sie strich sich über die Stirn. „Ich bin manchmal ganz verwirrt. Der eine spricht so, der andere so. Ich lebe in zwei Welten, in der einen wird gepriesen, was in der anderen verachtet wird, und umgekehrt. Ich kann mich nicht zurechtfinden.“

Sie blieb nachdenklich.

Auf dem Perron kam ihnen Marie Ritter entgegen, ihr kleines Mädchen an der Hand führend; es riß sich los und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf Elisabeth zu. Erdmann und Sörensen, der eine Tasche trug, waren auch da und — Elisabeths Gesicht wurde purpurrot — war das nicht der — der — jener, der sie in der Gewitternacht nach Hause geleitet? Ein Nebel schob sich ihr vor die Augen; sie sah nicht recht. Sie hörte wieder den Regen klatschen und den Wind sausen und hatte wieder das Gefühl des Verlassenseins. Allein in der Dunkelheit, hinausgetrieben auf die öde Straße!

Verwirrt beugte sie sich über das Kind und streichelte die blonden Locken.

„Mein Freund Ebel,“ sagte Heider fröhlich, „er ist mit von der Partie!“

Sie wartete einen Augenblick — was würde er sagen? Er verbeugte sich stumm, gab aber kein Zeichen des Erkennens.

Sie sah ihn rasch und etwas scheu an — ja, so sah er aus, sie hatte seine Züge ganz gut behalten — ein flüchtiges, schelmisches Lächeln vertiefte das Grübchen in ihrem Kinn; sie reichte ihm die Hand.

Nun saßen sie im Coupé dritter Klasse, nach Schlachtensee. Heidi jubelte und sprang im Wagen hin und her; heute wurde ihr vierter Geburtstag gefeiert. Es schien Elisabeth, als wäre Marie Ritters Gesicht nicht so blaß wie sonst, sie hatte ein immerwährendes Lächeln um die Lippen, voll von einer großen Zärtlichkeit.

Man lachte und scherzte, man war sehr guter Laune; selbst Erdmann sah wohler aus als sonst, und Heider war ausgelassen froh, wie ein Junge, der in die Ferien reist. „Schlachtensee, kennen Sie Schlachtensee, Elisabeth? Famos! Zwar der See nicht größer als ein Spudnapf, aber was für einer!“ Seine Augen lachten, er schüttelte sich vor Vergnügen. „Ich möchte mal eine Skizze schreiben: „Die Poesie im Spudnapf“, hahaha!“ — er schlug sich auf die Knie — „möchte das Gesicht von Eisenlohr sehen, wenn ich seine nächste Vermöbelung so überschreibe. Es kann in einem Spudnapf mehr Poesie stecken, als in einem ganzen dialleibigen Goldschnittroman, in dem alle Himmelsgegenden, Sonne, Mond und Sterne, ein ganzer Riesenapparat, bemüht werden.“

„Pst, Heider!“ Marie Ritter legte ihm die Hand auf den Mund. „Nicht so ausfällig!“

Ebel hatte Heidi auf dem Knie sitzen, schaukelte sie hin und her und plauderte halblaut mit ihr. Elisabeth fing einige Worte auf, sie konnte nicht umhin, zu lächeln. Wie liebenswürdig er auf die kindlichen Ideen einging! Seine Stimme hatte etwas von dem Klang, mit dem er zu ihr in jener Nacht gesprochen: „Halten Sie sich an mir fest, treten Sie hierhin und dorthin!“ Ob er sie nicht mehr kannte?

Sie sah ihm gegenüber und studierte ihn förmlich; erschrocken fuhr sie zusammen, als der Zug in Schlachtensee hielt.

Jetzt reichte er ihr die Hand, mit einem Satz sprang sie von oben herunter auf den Bahnsteig. Seine Hand küßte sie fest.

Sie sahen an einem der grün gestrichenen Tische unten am Wasser. Sörensen packte die Tasche aus, er war Probantmeister; Marie Ritter hatte einen Geburtstagskuchen gebacken und verteilte große Stücke.

Heidi wanderte von einem zum andern, man reichte sie sich wie eine Kippesfigur; jetzt saß sie müde auf dem Schoß der Mutter. Und Elisabeth sah, wie die einsame Frau die Arme um ihr Kind schlang.

Eine seltsame Erregung durchzitterte ihr Herz — würde sie stark sein können, wie jene? Würde sie die Kraft haben, so ruhig dahinzugehen, nicht rechts, noch links zu sehen? Ausgestoßen aus den Kreisen, in die sie naturgemäß gehörte, verleumdet, vergessen, litterarisch tolgemacht. Marie Ritter war sich wohl selbst ganz klar darüber, und doch war sie nicht bitter. Elisabeth fühlte es wie Eiseshauch um ihr Gesicht wehen — litterarisch tot! Sie schauderte. Oh, sie wußte, das konnte sie nicht ertragen! Sie biß die Zähne aneinander in einer peinvollen, jähen Schmerzempfindung.

Einen Anfschwung nehmen, himmelan gehen und dann auf einmal ins Dunkel niederstürzen, nichts mehr sein, gar nichts — ?!

Angstvoll fühlte sie ihr Herz klopfen. Sie hätte die Gedanken verschlucken mögen, die da kamen, immer wieder kamen; Frau Kistenschmieders thörichtes Geschwätz gelte ihr in den Ohren. Wie hilfesuchend blickte sie sich um — ihr Blick traf den Wilhelm Ebels; er saß ihr gegenüber und sah ihr gerade in's Gesicht.

Eine eigentümliche Empfindung durchschloß sie, über die sie sich selbst nicht klar war.

Eine frühe abendliche Kühle wehte vom See. Die Luft war ungeheuer mild und rein. Leise rührten sich die Erlen. Weiter hinauf am Ufer standen die Kiefern aufscheinend regungslos, die schlanken, rötlich beschienenen Stämme kergengerade reckend; aber hoch oben, wo der Blick kaum trifft, neigen sich die Wipfel und bengen sich. Der Wind läßt seine Finger durch die immergrünen Kronen gleiten, er berührt jede Nadel, Windgefäusel, Aeolsharfenmusik.

Auf dem See regte sich nichts, keine Welle, kein Boot. Vögel mit ausgebreiteten Flügeln schienen auf der glatten Fläche zu ruhen. Kein Sonnenglanz mehr; Abendwolken warfen Rot und Gold in den silbernen Spiegel, er gab das

feurige Bild des Himmels in milderer Schönheit wieder. Kein Feiertagslärm. Eine herbstliche Reinheit, eine verklärte Ruhe in der Natur.

„Wie eine schöne Frau,“ sagte Heider, „die an die Liebe denkt, die nun vorbei ist. Sie lächelt in der Erinnerung, ein wenig Sehnsucht ist auch noch dabei. Donnertwetter, samose Stimmung!“

„Oh, der große Friede!“ — Elisabeth holte tief Atem — „wie wohl der thut!“

Alle waren aufgestanden und sie ging mit Ebel hinter den anderen drein; er hatte sich an ihre Seite gefunden und drückte sich dicht am Buschwerk entlang, um sie auf dem schmalen Sandweg nicht zu streifen.

„Sie kannten mich doch noch?“ fragte sie und lächelte; die Frage hatte ihr den ganzen Nachmittag auf der Seele gebrannt.

„Oh geliebte, gnädiges Fräulein!“ — wie Sonnenschein flog es über sein Gesicht — „aber ich wußte nicht, ob es Ihnen angenehm war, sich meiner zu erinnern. Sie waren betroffen, als Sie mich sahen.“

„Das haben Sie gemerkt?“ fragte sie verwundert und sah ihn an.

Was er für hübsche Augen hatte! Augen mit einem festen, ruhigen Blick.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Moderne Biergläser.

Moderne Biergläser stehen vor uns. Diese Exemplare scheinen, Blumen gleich, auf zartem Stengel dem Erdboden entsprossen zu sein, jene verschwiegen ihre Natur als Gefäße nicht, wenn sie auch mit dichten, farbigen Gewinden von Blüten und Ranken umstrickt sind; andere wieder scheinen, Seifenblasen gleich, aus einer fremden, bunteren Welt zu uns herübergeflogen, so würdich erscheint uns ihre lebhaftes Flimmern, das den Dekor von allem befreit, was an ein Muster erinnert, und ihn ganz auf ein mit dem Standpunkt des Beschauers wechselndes Farbenspiel stellt. Endlich giebt es auch ganz nüchtern wirkende „Gläser“, die als merkwürdigste Eigenschaft ein auffallendes Streifenmuster zeigen, welches, unregelmäßig verschoben, einen gesund derben Charakter trägt, wenn man es mit allen jenen stimmungsvollen Dekorationsmethoden vergleicht.

Gefärbtes Glas kannte man lange schon. Man erinnert sich auch wohl jener Trinkgefäße, die aus einer Schicht farbigen Glases über einer zweiten durchsichtigen bestanden. Von der farbigen Oberfläche hatte man regelmäßige Muster abgeschliffen, so daß hier der durchsichtige Grund zu Tage trat. Man bezeichnete dieses Material als „Leberfangglas“. Und hier liegt der einfache Keim jener komplizierten Gebilde, bei denen wir zwei- oder mehrfarbige Pasten über einander geschichtet sehen. Aber nun begnügt man sich nicht mit so simplen Mustern; mit raffinierter Kunst sind durch Schleifen und Ätzen bald Teile der oberen, bald solche der unteren Schicht entfernt oder sie liegen auch beide in beträchtlicher Dide übereinander, so daß das Material an dieser Stelle fast undurchsichtig wird, während gleich daneben nur ein zarter Schimmer der bedeckten Paste auf dem Grunde stehen geblieben ist, und sie nur ihre Farbe von der durchscheinenden beeinflusst zeigt. Man bezeichnet solche Gefäße ganz treffend als Camee-Basen, da sie thatsächlich auf eine ähnliche Weise entstanden sind, wie jene geschnittenen Muscheln, und weist sie ihnen auch darin gleichen, daß das Glas den Charakter des immateriell durchsichtigen fast ganz ausgegeben und den Anschein von halbedlen Steinen angenommen hat. Man sieht in dieser Art sehr kühne Farbenzusammenstellungen, z. B. ins Gelbrote spielende Blumenranken, die sich um einen rosenroten Gefäßkörper schlingen, oder ein dunkles Violett mit Gelb.

Andere Verfahren verschmähen dagegen die Zuhilfenahme fremder technischer Einwirkungen, um den Dekor hervorzurufen. Sie verlangen Beschränkung auf diejenigen Instrumente und Manipulationen, durch die das Glasgefäß selbst entsteht. Formgebung und Dekorierung sollen gleichzeitig und durch denselben Vorgang hervorgerufen werden. Schon wenn der Glasbläser erst eine winzige Kugel aus der Spitze eines Instruments hervorgetrieben hat, wird diese an sorgfältig vorher bestimmten Stellen mit Pünktchen flüssiger Glasmasse von anderer Farbe bezeichnet. Wird weiter geblasen, so verändern sie ihre Gestalt und Stellung zu einander, aber alles geht nach streng vorgezeichnetem Plane zu. Neue Farbensleden treten zu den ersten, die Musterung wird reicher, bis die Masse erstarrt ist und erst von neuem erhitzt werden muß, um weiter aufgeblasen werden zu können. Nun treten andere Arbeiter hinzu und, wie jedes Glasgefäß durch Biegen und Einzwängen der erhitzten Masse mittels Zangen die gewünschte Gestalt erhält, so geschieht es auch hier. Während dessen schreitet der Dekorationsprozeß stetig fort, Musterungen treten erkennbar hervor, aber da sie niemals in der Gestalt stehen bleiben, wie der Pinsel sie auftrug, so ergeben sich keine scharf umgrenzten Gebilde, sondern die Farbensleden fließen an ihren Rändern weich in einander. Es ist eben bei diesem Vorgehen nicht auf eine eigentliche Malerei abgesehen, wie etwa die Emailmalerei auf deutschen Renaissance-Gläsern, sondern nur auf

farbiges Beleben der Gefäßoberfläche. Thut doch ohnedies das Flimmern des Lichtes auf der spiegelnden Masse das feine dazu, um eine eigentliche Bildwirkung gar nicht aufkommen zu lassen. Der Lichtreflex schiebt sich überall dazwischen und kommandiert, wo er eine Helligkeit haben will, ganz ohne Rücksicht darauf, was etwa der Maler an dieser Stelle möchte vortragen wollen. Dazu kommen die zurückgeworfenen Strahlen aus dem Gefäßinneren, die Spiegelbilder der Dinge im Raum, die alle ein Wort mit hineinreden, so daß man wohl einsieht, es war das Beste, gute Miene zu diesem höchst lustigen Spiel zu machen, und die ganze Wirkung auf Farbenreiz und Flimmern einzurichten.

Und kligen soll es also in tausend Farben, wie der Tau im Wiesengras! Aber dazu ist die blanke Haut des Glases noch nicht recht befähigt. Sie sei lieber rau, daß sie das Licht recht aufsaugt und, mannigfaltig gebrochen, wieder ausfende, damit, was sonst eine einzige Farbe wäre, als ganzer Regenbogen ersirahle! Dem dünn übereinander geschichtete Blättchen auf der Oberfläche eines Materials haben die Eigenschaft, jenes farbige Flimmern hervorzufragen, welches man Irisieren nennt. Auf Metall bringt man es durch äußerst dünne Ueberzüge auf galvanischem Wege hervor, während man das Glasgefäß den Einwirkungen eines künstlichen Verwitterungsprozesses aussetzt, welcher die glatte Oberfläche geschwinde anfrisht. Eine ähnliche Einwirkung hatte auf antike Glasgefäße die Jahrhunderte lang fortgesetzten Einflüsse des feuchten Erdreichs, aus dessen Schoß sie dann mit ihrer Fähigkeit zu irisieren hervorzurufen. Man konnte diese rauhe Oberfläche, welche das Licht bricht und dadurch in der Farbe verändert erscheint, mit den Wirkungen einer edlen Patina vergleichen. Schneller und vollkommener erreicht der Techniker heute an der Hand der Chemie solche Wirkungen mit Absicht, die dort der Zufall schuf. Wir kennen heute irisierende Gläser von einem solchen Feuer des Farbenspiels, daß man diese Wirkungen zu den stärksten farbigen Effekten zählen muß, welche im gesamten Reiche von Natur und Kunst vorkommen. Ein Sonnenstrahl in einem irisierenden Glasgefäß gefangen, feiert das herrlichste Spiel der Farben.

Manu weniger erstaunlich als die besprochenen Dekorationsarten erscheinen dem, der den technischen Vorgang nicht kennt, jene Gläser, deren ganze Wirkung aus unregelmäßigen Verschiebungen deutlich erkennbarer, verschiedenfarbiger Streifen besteht. Wie ist nur diese Zwanglosigkeit zu erklären, da doch ein bestimmtes System durch diese Musterung hindurchgeht. Diese Zeichnung kann nicht nach Art des vorher beschriebenen Verfahrens durch Auftragen einer Masse auf die andere entstanden sein, denn die verschiedenen Farben liegen nicht über, sondern neben einander, als hätte man unregelmäßige Stoffstreifen mit geschickter Hand aneinandergenäht.

Die Lösung dieses Rätsels beruht auf der Eigenschaft des Glases, sich bei mäßiger Erhitzung zu Fäden ausspinnen zu lassen. Verschiedenfarbige Fäden, zu einem Bündel vereinigt, lassen sich umeinander drehen und winden und bleiben doch jeder für sich deutlich erkennbar. Drückt man solch Geflecht in erhitztem Zustand platt, so entsteht eine Musterung, die an das Geäder des Achats und anderer Steine erinnert. Diese Methoden waren schon der römischen Glasfabrikation bekannt und wurden mit großem Raffinement verwendet. Kleine Scheiben von geslammtem Glas, das in der eben beschriebenen Weise gewonnen war, wurden in anders farbigen Materials eingesetzt. Auch überfangene und dann geschnittene Gläser, welche die Ahnen der modernen Camee-Gläser vorstellen, kannte schon die antike Welt.

Neuerdings nimmt man das Verfahren des aus gesponnenem Glase entstandenen geslammten Materials mit Vorliebe wieder auf. Ein Stück davon wird vor die Preßmündung gelötet und nun geblasen, als wäre es einfarbiges Glas. Die Streifen, die schon vorher verschoben waren, verziehen sich nun abermals in der verschiedensten Weise, aber in der Hauptrichtung bleiben sie glatt nebeneinander liegen und bewahren beim scheinbar launischen Durcheinander den Charakter des Planvollen, der niemals vollkommener zum Ausdruck gelangt als da, wo die Naturstoffe sich nach dem ihnen innewohnenden Gesetz anordnen.

Zu der Form pflegt diese Art von Vasen sich durch besondere Einfachheit auszuzeichnen. Man wählt meist hohe Becher- oder Flaschenformen, auf denen sich das Spiel der Streifen nach Wohlgefallen ausleben kann. Für diese Zurückhaltung entschädigt dann meistens der obere Rand, welcher in der Regel sehr lebhaft bewegt erscheint. Es kommen Stücke vor, welche die Unregelmäßigkeit ihrer Biegungen, das lappige Ueberhängen des Randes nach einer Seite bis zum Uebermaß treiben. Im Grunde genommen ist immer die Form die edlere, welche die bewußte Absicht als ihre Entstehungsursache verliedet, und welche nicht den Anschein erwecken will, als sei das ganze Gebilde nur ein Werk des Zufalls. —

Kleines Feuilleton.

—o— Der Mahner. Der Kiesweg vor dem Herrenhaus knirschte unter den Huftritt der unruhigen Pferde. „u—h schön! u—h schön!“ rief der Knircher den unruhigen Tieren zu. Sie beruhigten sich wieder.

Ein junges Mädchen in hellem Kleide trat auf die Veranda hinaus, sah einen Augenblick nach dem Wagen und ging dann

wieder zurück in das Vorzimmer. Dort setzte sie sich am Fenster auf einen Stuhl, schlief und makt von der Hitze des frühen Nachmittags. Ihre Handarbeit nahm sie nicht mehr auf. Mit verträumtem Blick sah sie hinüber nach den Rübenfeldern, wo zwischen den jungen Pflanzen eine lange Reihe polnischer Mädchen das Lufrant hielten. Trotz der brennenden Sonne fielen die Hacken sink mit kurzem Aufschlag auf die Erde. In gerader Linie rüdten die Arbeiterinnen vor.

Da wurden die Pferde wieder murrig. Der Kutscher versuchte abermals, sie zur Ruhe zu bringen. Doch diesmal gelang es ihm nicht sofort.

Das Mädchen wurde aus seinem Sinnen aufgestört und rief in das Haus hinein: „Aber Papa! Nun komm doch! Die Pferde dürfen doch nicht so lange in der Sonne stehen!“

„Dann soll Karl unter die Bäume fahren. Ich muß erst noch Geschäfte erledigen,“ antwortete der Vater aus seinem Zimmer.

Das Mädchen ging mit unwilligem Gesicht aus dem Hause und bestellte dem Kutscher den Befehl des Vaters. Als der Wagen zur Seite vor, trat hinter ihm ein alter Mann herbor. Das Mädchen erschrak, blieb aber doch neugierig auf der Verandatreppe. Es kam doch sonst nicht vor, daß Landstreicher durch den Wirtschaftshot bis zum Herrenhause kommen konnten. Und ein Landstreicher war das. Hatte sie doch seit ihrer Rückkehr aus der Pension schon genug bei Ausfahrten auf den Chausseen getroffen, um das zu erkennen. Der alte Mann war zwar hochgewachsen, doch seine gebleichten Haare, sein verfallenes Gesicht und sein altersschwacher Gang zeigten, daß er nicht mehr arbeiten konnte. Seine hohen Stiefel und die hineingestopften Hosen kennzeichneten ihn als ehemaligen Landwirt.

Er zog seinen Hut vor dem Mädchen und beugte seinen Kopf, daß die langen weißen Haare über sein Gesicht fielen. Mit zitternder Stimme sagte er: „Darf ich um eine Kleinigkeit bitten?“

Das Mädchen errödete vor Verlegenheit. Das war das erstemal, daß sie jemand um Unterstützung bat. Ehe sie zur Bestimmung kam, war ihre Mutter herausgekommen und sagte: „Nein, nein; Herr von Prestin giebt nichts. Und wir dürfen Ihnen auch nichts geben. Gehen Sie nur zum Wirtschaftsgebäude. Herr von Prestin giebt hier nichts. Er will hier nicht belästigt werden!“

Das letzte sagte sie barscher, da der Alte ruhig stehen blieb. Er war niedergeschlagen, sagte dann aber: „Aberst id hew doch immer wat belamen. Wenigstens 'n lütten —“

„Aber gehen Sie doch! Wenn Herr von Prestin kommt —“

„Was ist denn hier?“ fragte der Gutsbesitzer mit seiner lauten Stimme. Als er den Alten erblickte, machte er ein verlegenes Gesicht: „Na, gewiß, Müller, Sie bringen was!“ sagte er leiser. Er erinnerte sich des Alten, der einst für seine Zuderfabrik Rüben gebaut und, weil der Kontrakt zu ungleich war, daran sein bischen Acker verloren hatte. Nun kam er jedes Jahr dreimal um Unterstützung.

Herr v. Prestin war eben dabei gewesen, eine Reihe von Kleinbauern durch schmeichelhafte Briefe zum Rübenbau zu veranlassen. Es wollte nicht so recht gehen...

Er gab dem Alten eine Mark, der wegen der ungewohnten Höhe des Gesichts tiefe Büdlinge machte. Und dann ging er ins Haus:

„So, nun fahren wir gleich... jetzt weiß ich, wie wir die Brüder zu nehmen haben, um ein tüchtiges Stück Geld zu verdienen... Ich mache es wie mit dem alten Müller; den habe ich immer per „Lieber Kollege!“ angeredet...“

Musik.

Die alte und durch moderne Ansprüche gesteigerte Schwierigkeit für den Opernkomponisten, einen geeigneten dramatischen Text (vordem häufiger als jetzt „Libretto“ genannt) zu finden, führt zu den verschiedenartigsten Versuchen. Die Umformung beliebter Schauspiele zu Operntexten liegt besonders nahe; die Gefahr, dabei den spezifischen Geist der ursprünglichen Dichtung zu zerstören und schließlich wiederum mehr Oper als Drama zu haben, folgt diesem Beginnen auf dem Fuß. Da paßt dann das eine auf's andere „wie die Faust aufs Auge“ oder wie der „Faust“ auf den Gounod. Bleibt noch der Ausweg, ein besonders geeignetes Drama möglichst unverändert „in Musik zu legen“. Zu diesem Ausweg konnte nicht bald eine Bühnendichtung so sehr reizen wie Gerhart Hauptmanns „Verunkelte Glöde“. Das Wagnis hat jetzt Heinrich Büllner unternommen. Der Komponist, geboren 1854, ist längst sowohl durch seine „Faust“-Musik als auch besonders durch seine Männerchöre mit Orchester in gutem Ansehen. Er hat aus Hauptmanns „Märchendrama“ durch Streichungen „Auszüge“ gemacht und hat „Zusätze“ beigefügt; dieses Ganze gilt nun als Text seines Musikdramas. Die Zusätze sollten vornehmlich die Gelegenheit zu Chören u. dergl. geben; namentlich ist im vierten der fünf Akte eine neue Scene mit Orchester, mit Tanz u. s. w. eingefügt. Bei der überhaupt ersten Aufführung des Werkes am 8. d. M. in der Sommeroper des Westens-Theaters kam von dieser Scene nur ein unsichtbarer Chor, übrigens eine der besten Stellen des Werkes. Alles in allem hatten wir es mit einem wenig veränderten „Hauptmann“ zu thun und blieben dadurch wenigstens vor einem „Opernunsinn“ bewahrt.

Die Dichtung beruht auf dem Zusammentreffen der irdischen und einer überirdischen Welt; die Wesen der einen haben kein rechtes Organ für die der anderen und umgekehrt, und der eine, der es doch

hat oder wenigstens passiv einigermaßen bekommt, der Glodengießer Heinrich, geht daran zu Grunde. H. Büllner hat sich als ein sehr geschickter Komponist auch hier bewährt. Alle Anerkennung für die und die Vorzüge, für die Vernünftigkeit des Ganzen, für die gute Sangbarkeit, für das besonders wirksam aufgebaute Finale des 4. Aktes, für das sinnige Vorspiel zum 5. Akt, usw.! Nur ein Drüberstehen über jenen beiden Welten, ein Beherrschen der beiden Sprachen, der Sprache irdischer Menschen nicht nur, sondern auch der eifriger und ähnlicher Wesen, ein charakterisierendes Auseinanderhalten des Verschiedenen, ein selbständiges Herausarbeiten der jenseits unserer Wirklichkeit stehenden Welt: das, also die Hauptsache, konnten wir nun einmal in der ganzen Komposition nicht finden. Dafür war von dem gesamten bekannten Rüstzeug für romantische Musik reichlich Gebrauch gemacht: von den beliebtesten einfachen Harmoniefolgen, vom leisen Zittern der Begleitung, von den häufig geteilten Streichern, die hier gern allein oder nur mit einer Klarinette verwendet sind, von tiefen, tiefen Tonausbreitungen, u. dgl. mehr.

Die Aufführung war im ganzen ebenso. Man sang gut und spielte mit viel Aufgebot von Bühnengeschick; aber dieses Bühnengeschick durch etwas Höheres zu ersetzen, durch ein unbefangenes Hineinleben in eine dem Alltag entrückte Welt, davon war höchstens bei Robert Vlas als „Nidelmann“ die Rede. Jenny Broch als „Mantendesein“ verdient vor allem wegen ihres trefflichen Gesanges Rühmung. Dann auch wegen des guten Willens, mit dem sie sich für ihre Rolle die beste Mühe gab. Allein dadurch, daß man das typische weibliche Bühnensächeln bis zu einem stetigen Grinsen treibt, daß man mit den Armen die kühnsten Flügel schlägt, macht und die händerreichsten Wackisch- Toilettten fleißig wechselt, schafft man kein eifriges Wesen. In der kleinen Rolle der Frau Magda bewährte sich Hilda Schoene schon deswegen sehr gut, weil sie den hausbadenen Gegenfah gegen jene ganz ihren Mann erfassende ferne Welt namentlich durch Verzicht auch unnötig vieles Spiel gut herausbrachte. Gertrud Oth als erste Else, Friedrich Carlson als Pfarrer und nun ganz besonders Wilhelm Dörwald als Glodengießer verdienen bestes Lob.

Mit der Ausstattung war's wie mit allem anderen, nur daß hier nicht einmal das Jedische in seinem feineren Sinn erfasst worden ist. Man lese die feinsche Vorchrift für den 2. Akt und vergleiche damit, was auf der Bühne als der Wohnraum in Heinrichs Haus gelten sollte. Nicht einmal eine altdeutsche Stube nach beliebter Konvention herstellen zu können, das ist denn doch etwas stark.

Der äußere Erfolg war „durchschlagend“. Schon nach dem 1. Akt begannen die auf der Bühne sich Verneigenden das belamete Studien nach einem irgendwo Verliedten; nach dem 3. Akt kam endlich der Komponist, nach dem 4. Akt wiederum (wobei einiges Pischen aufstande), nach dem 5. folgten ihm schließlich auch Direktor Max Heinrich und Kapellmeister Wilhelm Reich. — sz.

Archäologisches.

— Eine alte Rüstung aus einem der Hugelgräber Südrusslands, die etwa aus dem 10. Jahrhundert stammt, wird in dem neuen Heft der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ abgebildet und von N. v. Brandenburg des näheren besprochen. In einem der kleineren Hugelgräber des Kreises von Kiew wurde von dem Gutsbesitzer Surozlo-Borowski ein altes Grab mit den Ueberresten eines in voller Rüstung beerdigten Kriegers gefunden. Das Grab enthielt außerdem noch die Gerippe zweier Pferde mit einigen zu deren Zäumung gehörigen Gegenständen, wie Resten eines Sattels, einem eisernen Gebisse und Steigbügeln, sowie einen kleinen Bronzessel. Der Tote war bekleidet mit einem Panzerhemd, er trug einen eisernen Helm mit eiserner Gesichtsmaske (Schembart) auf dem Haupte. Neben ihm wurden gefunden: ein 110 Centimeter langer Säbel von orientalischer Form, ein eisernes Kriegsheil, ein kleines Messer und lange eisene Pfeilspitzen, von denen eine eine durchbrochene kreuzförmige Verzierung trug. Die Rüstung ist selten gut erhalten und deshalb von besonderem Wert. Der Hals von 36 Centimetern ist unversehrt, es fehlt an ihm nur das abgetrennte Maschenwerk, das im Verein mit der Helmschode und dem Schembart den Kopf des Kriegers vollkommen bedeckte. Am Schembart befinden sich zwei Bronze-Ohren mit Ringen; ein gleicher Ring ist am Arm angebracht; das Ganze ist von recht roher Arbeit. Das Panzerhemd ist vollständig erhalten, und wenn es auch durch die Last der darüber liegenden Erdschicht in mehrere Stücke gerissen ist, so lassen diese sich doch genau zusammenschließen, so daß die Form des Hemdes fehlerfrei konstruiert werden kann. Derselbe Art der Totenbestattung trifft man an verschiedenen Orten des südlichen Russlands, was darauf hindeutet, daß die Veranstanter solcher Begräbnisse einem der orientalischen Nomadenvölker angehörten. Zwei Fälle sind auch bekannt, wo in den Gräbern nur Frauen- und Kinderleichen lagen und trotzdem bei ihnen Pferdegerippe gefunden wurden. Auch die orientalischen Waffen weisen auf dieselbe Herkunft. Archäologische und historische Erwägungen führen darauf hin, daß diese Gräber dem Turk-Stamme der Petschenegen angehören. Das Gebiet wurde von den Petschenegen bewohnt, deren Wanderlager einerseits bis in die Nähe von Kiew herankam, andererseits bis zu den Ufern des Schwarzen und Asowschen Meeres sich hinzogen. In der Geschichte Russlands tauchen die Petschenegen um die Mitte des 9. Jahrhunderts auf und ver-

drängen gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts andere Nomaden-
völker weiter nach Westen hin; es läßt sich daher annehmen, daß die
erwähnten Gräber in diese Zeit gehören und folglich auch die
Rüstung aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit um das 10. Jahr-
hundert zu setzen ist. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber die Weihrauchbäume, die, wie bereits kurz ge-
meldet, in den Wiener Botanischen Garten gelangt sind, bringt
die „N. Fr. Pr.“ noch folgende Einzelheiten: Der Weihrauchbaum,
der mit seinem botanischen Namen *Boswellia Carleri* heißt, kommt
in der ganzen Welt nur in einer beschränkten Zone vor, an der
Südküste von Arabien, auf der in Afrika gegenüberliegenden äußersten
Spitze der Somali-Halbinsel und auf der dazwischen befindlichen
kleinen Insel Sokotra. Das Harz, das dieser Baum aus allen
Vertreibungen der Rinde ausschwißt, galt schon im höchsten
Alterthum als eine der größten Kostbarkeiten, und die
Araber betrachteten den Baum heute noch als eine Art
Heiligtum und verzeigten den Europäern nicht freiwillig
die Stellen, wo er wächst; sie verweigern auch entschieden
die Ausfuhr selbst kleiner Exemplare des Baumes. Professor
Simony mußte große Schwierigkeiten überwinden, ehe es ihm
gelang, die Sammlung, welche gegenwärtig im neuen Glashause des
Botanischen Gartens ausgestellt ist, zu gewinnen. Es sind vier
lebende Bäume, von denen drei anderthalb Meter, und einer
einen Meter in der Höhe mißt, dann mehrere Bäumchen
und Zweige in Spiritus und endlich einige schöne Photographien,
die von besonders interessanten Exemplaren an Ort und
Stelle aufgenommen worden sind. Die lebenden Bäume hat
Professor Simony — entgegen der alten Gepflogenheit — ohne
Haarwurzel und ohne Erde, nur trocken in Papier verpackt hierher
gebracht, und sie überstanden die acht Wochen dauernde Reise so gut,
daß sie langsam zum Leben erweckt, jetzt nach zweimonatlicher Pflege
vollkommen verwurzelt und im Blätterstadium daselbst. Die Form
der Verzweigung ist eine ungewöhnliche, unregelmäßige, und die
Belaubung schütter, aber kräftig. Der Stamm sieht unserem ge-
wöhnlichen Weißdorn noch am ähnlichsten, das Blatt ist gesiedert,
hart, rauh und von dunkelgrüner Farbe und wächst unmittelbar
aus dem dicken Ast. Wo immer Zweige oder Stämme eine
runde Stelle zeigen, wie solche den großen Exemplaren in
der Heimat künstlich beigebracht werden, da schwißt er das kostbare
Harz aus, von dem im botanischen Garten eine ziemliche Menge gezeigt
wird. Es ist meist rötlich braun und undurchsichtig, aber bei jedem
Konglomerat von Harztropfen sind einige bernsteingelb und beinahe
durchsichtig. Diese kommen gesondert als kostbarer Weihrauch
in den Handel. Die Photographien, welche Professor Simony in
dem von Ras Fartak als Wübbachthal verlaufenden Wadi
Dhanuten in Süd-Arabien in 260 Meter Seehöhe aufgenommen hat,
lassen den Kampf erkennen, den der Baum, welcher 4—5 Meter hoch
wird, mit dem steinigten Boden aufnimmt und der jedenfalls seiner
Verbreitung im Wege steht. Eines der Bilder zeigt einen überaus
starken Stamm, welcher, auf den Steinen entlang kriechend, voll-
ständig horizontal gewachsen ist. Die Araber entnehmen einem
solchen großen Baum nie mehr als fünf Liter Harz im Jahr, um
ihn zu schonen. Eine Inschrift am Tempel von Dahr-el-Bahri
meldet übrigens, daß nicht nur Weihrauch, sondern auch lebende
Weihrauchpflanzen zu Schiff herbeigeführt und dem Hannon geweiht
werden. Und wie Herodot berichtet, zahlten die Araber den ägypti-
schen Pharaonen ihren Tribut in Weihrauch. —

Physikalisches.

ie. Eine merkwürdige Eigenschaft des elek-
trischen Funkens hat der italienische Physiker Villart durch
Versuche festgestellt. Während man an sich geneigt sein würde, an
eine Einwirkung des elektrischen Funkens zu glauben, haben diese
Versuche erwiesen, daß die Funken umgekehrt eine Abkühlung her-
vorzubringen im Stande sind. Wenn man einen glühenden
Faden oder Draht in die Nähe einer elektrischen Ent-
ladung bringt, so wird die Temperatur des glühenden
Körpers herabgesetzt. Sobald der elektrische Funke auf-
trat, verminderte sich die Leuchtstärke des ersteren, wenn die
Funkenbildung in genügender Nähe geschah. Diese merkwürdige
Einwirkung des elektrischen Funkens ist noch verschieden je nach der
Natur des Gases, immerhalb dessen die Entladung stattfindet. Die
Abkühlung durch den Funken war in einem mit Luft gefüllten Raume
bei niedriger Temperatur größer als bei hoher, während sie in einem
mit Wasserstoff gefüllten Raume umgekehrt mit der Temperatur zu-
nahm. Die Abkühlung war ferner um so stärker, je kräftiger die
Funkenentladung war. Villart glaubt, daß der abkühlende Einfluß
eine Folge der mechanischen Wirkung der Funken ist. —

Technisches.

t. Eine Lampe zur Beleuchtung des Oceans bei der
Gelegenheit von Rettungsarbeiten wird im Londoner „Engineer“ be-
schrieben. Sie besteht aus einem hohlen Stahlschinder, der mit
Calciumcarbid gefüllt ist, so daß sich bei der Veribrung mit dem
Wasser Acetylen gas entwickelt. Der obere Teil des Apparates bleibt
über Wasser und trägt die Brenner, in denen sich das brennbare
Gas durch elektrische Funken entzündet. Die Lampe soll 1000 Kerzen
Leuchtstärke erreichen und kann angeblich durch das Wasser nicht ver-

löschet werden. Der ganze Apparat ist als Bombe eingerichtet und
kann mittels einer Kanone auf eine Entfernung von zwei eng-
lischen Meilen verschossen werden, worauf er auf dem Meere auf-
leuchtet. —

Humoristisches.

— Im Kriegerverein. . . . Veteranen! Kriegs-
kameraden! Meine Herren! Heute hat der Erbprinz den ersten
Zahn bekommen. Mit Freuden hat der Kriegerbund diese Gelegen-
heit ergriffen, seine Zähne zu entrollen und zu zeigen, daß der
marlige, schlächteregraute, fummerproble Krieger überall dabei
ist. . . . —

— Ohne Tadel. General: „Regiment, das Ihr Dntel
früher hatte, seither wohl eher zurückgegangen?“ — Leutnant:
„Gerade Gegenteil, Excellenz, allerdings verjeut und verlossen, aber
tadellose Namen.“ —

— Frömmigkeit allein thut's nicht. Oberin
eines Klosters: „Sie wollen Ihre Tochter also dem Herrn
weihen! Wieviel Vermögen geben Sie ihr?“ — Mutter: „Ver-
mögen haben wir leider nicht!“ — Oberin: „Was! Kein Ver-
mögen! Wozu soll sie denn dann das Gelübde der Armut ab-
legen? Glauben Sie, wir spielen hier Komödie?“ —
(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— Die Ausstellung der Berliner SeceSSION ist bisher
von mehr als 40000 Personen besucht worden. —

— Der litterarische Nachlaß des Königsberger
Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel, hauptsächlich an
ihn gerichtete Briefe bedeutender Gelehrter, wurde der Berliner
Akademie der Wissenschaften zum Geschenk gemacht. —

— Das Mannheimer Hoftheater wird nach einem
Beschluß des dortigen Stadtrats im nächsten Spieljahr vier Volks-
vorstellungen veranstalten. Der Preis der Billets, die in
derselben Art wie in der „Freien Volkeshöhne“ verlost werden,
wurde auf 40 Pfennige festgesetzt. —

— Perosi hat ein neues Oratorium „Natalia“ (Weihnachten)
vollendet, das im September zur Aufführung gelangen soll. —

— Im Schloß Say im Canton Baad wurden bei einem
großen Feuer viele Gemälde und andere Kunstschätze zer-
stört. —

— Die Enthüllung des Heine-Denkmales fand am
Sonntag in New-York statt. Etwa 25000 Menschen wohnten
der Enthüllung bei. —

— Professor Graef wird für Ärzte in Posen Vorlesungen über
die Entstehung und Behandlung der ägyptischen Augen-
entzündung halten. Dann wird er die dortige Gegend längere
Zeit beaufsichtigen der Bevölkerung auf Augenleiden bereisen. —

— Die schwedische Regierung hat an das Deutsche Reich
eine Einladung ergehen lassen, sich an einer internationalen
planmäßigen Erforschung des nordatlantischen
Oceans und der Nord- und Ostsee hauptsächlich in Bezug auf
hydrographische und biologische Verhältnisse zu be-
theiligen. —

— Auf der Höhe von Miramare fing, wie aus Triest ge-
meldet wird, ein Fischerboot einen Haifisch, der sich in die Rege
verstrickt hatte. Der Hai wiegt 4½ Centner und mißt 3,7 Meter. —

— Der Wüffel ist auf den westlichen Hochebenen
Nordamerikas in einem merkwürdig kurzen Zeitraum ver-
schwunden. Die letzte größere Herde trat im Jahre 1883 auf das
kanadische Gebiet über; sie scheint dort aber bereits völlig zu Grunde
gerichtet zu sein. Im westlichen Texas dürften vielleicht noch etwa
100 Stück herumstreifen. Die Beute, welche eine von Hornaday
im Frühling dieses Jahres unternommene Expedition nach monate-
langer Jagd mitbrachte, beziffert sich auf 25 Häute, 16 Skelette und
50 Schädel. —

— In der Westküste von Mull und Jowa haben in der Nähe
des Ufers Tausende von Kesselfamen Wurzel gefaßt,
nachdem aus der Ladung des untergegangenen Dampfers „Labrador“
eine große Zahl Kessel im Wasser verstreut war. Die Sproßlinge
sind 2—5 Zoll hoch und kräftig entwickelt. —

— Aus Ziume wird berichtet: Die Budapestler Firma Schäfer
demonstrirte vor geladenen Hochmännern eine Erfindung, ohne
Draht mit Hilfe der Herzischen Wellen mit der Schäferischen Platte,
die sehr einfach und sehr empfindlich ist, zu telegraphieren
und erreichte eine Entfernung von 62 Kilometern zwischen Fiume,
Abbazia und Pola. Marconi hat bisher mit seiner Methode 51 Kilo-
meter erreicht. Das Experiment ist ausgezeichnet gelungen. —

— Das schnellste Schiff der Welt ist in der vorigen
Woche in England an der Thye in See gestochen. Es legt
37 Knoten in der Stunde zurück. Es ist ein achtschraubiger
Dampfer von 12000 Pferdestärken; seine Länge beträgt 100 Fuß. —

— Der russische Eisbrecher „Zermal“ gelangte bis
79 Grad 10 Minuten nördlicher Breite. Er durchschnitt 6—7 Fuß
starke Eis und machte zwei Meilen in der Stunde. Nur die mittlere
Maschine arbeitete. —

— Für Rachen zahlen jetzt reiche Amerikaner 7500 und
25000 Frank; ein außergewöhnlich großes Tier wird sogar auf
60000 Frank geschätzt. —